

BIOGRAPHIE

Birgit Dankert

# Michael Ende

LAMBERT SCHNEIDER  
*Am besten lesen.*

*Am besten lesen.*

*Am besten lesen.*

*Am besten lesen.*

Birgit Dankert

# Michael Ende

**Gefangen in Phantásien**



LAMBERT SCHNEIDER

*Am besten lesen.*

*Am besten lesen.*

*Am besten lesen.*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.  
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,  
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung  
durch elektronische Systeme.

Der Lambert Schneider Verlag ist ein Imprint der WBG.

© 2016 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt  
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder  
der WBG ermöglicht.

Lektorat: Elke Austermühl, Berlin

Satz: Vollnhals Fotosatz, 93333 Neustadt a. d. Donau  
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier  
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: [www.lambertschneider.de](http://www.lambertschneider.de)

ISBN 978-3-650-40122-9

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): ISBN 978-3-650-40140-3

eBook (epub): ISBN 978-3-650-40141-0

# Inhalt

Vorwort .....	7
Kindheit im Künstleratelier (1929–1940) <i>Schwabing, Schule, Nationalsozialismus</i> .....	10
Jugend und Krieg (1940–1949) <i>Soldaten, Gedichte, Waldorfpädagogik</i> .....	41
Experimente im Frieden (1949–1958) <i>Theater, Liebe, Palermo</i> .....	66
Befreiung und Flucht (1957–1970) <i>„Jim Knopf“, der Vater, das Alte Schloss Valley</i> .....	97
Glück in Italien (1970–1975) <i>Genzano, „Momo“, Eskapismusstreit</i> .....	142
Welterfolg und Abschied (1975–1985) <i>Film, Musik, Politik</i> .....	177
München und Japan (1985–1995) <i>Neuanfänge, Schulden, Krankheit</i> .....	231
Nachwort .....	270
Anhang	
Lebensdaten .....	276
Chronologisches Werkverzeichnis .....	280
Literaturpreise .....	287
Literaturverzeichnis .....	289
Personenregister .....	301
Werk-, Orts- und Sachregister .....	305
Dank .....	309
Bildnachweis .....	311

# Vorwort

„Ich verspreche Ihnen in die Hand, dass ich nie eine Autobiographie schreiben werde, weil ich nicht finde, dass mein Lebenswerk erzählenswert ist [...]. Wenn ich meine Geschichte erzählen würde, käme ich auch in des Teufels Küche [...].“

[Zit. n. Linder 2011, S. 514]

Dieses Versprechen gab Michael Ende 1985, und er hielt es. Bis heute sind einige Phasen seines Lebens und seines Gesamtwerkes gut dokumentiert und erläutert, andere in Vergessenheit geraten. Sein Hinweis auf „des Teufels Küche“ gemahnt an das, was er gerne verschweigt oder nicht in Worte zu fassen vermag. In Schilderungen seiner bisher zu Wort gekommenen Weggefährten, in Feuilleton und Wissenschaft wird er entweder für seine Kinder- und Jugendliteratur oder seine Libretti, an anderer Stelle für Prosatexte und Lyrisches oder für sein philosophisches Programm des richtigen Lebens in phantasievoller Freiheit reklamiert, gelobt und gescholten. Persönlichkeit, Lebensgefühl, der Weg Michael Endes aus der Schwabinger Atelierwohnung der Eltern in die internationale Medienwelt und zurück auf das Sterbebett einer anthroposophisch geführten Klinik geraten mit dieser selektiven Sichtweise leicht aus dem biographischen Zusammenhang.

Doch selbst für den, der noch nie etwas von Michael Ende gehört hat, könnte die Konstellation seiner Lebensdaten 1929 bis 1995 mit den Wohnorten München und Genzano bei Rom, mit seiner sozialen Zugehörigkeit als Sohn des surrealistischen Malers Edgar Ende, mit wenigen zusätzlichen Fragen nach Schulbildung, politischer Einstellung der Familie, Berufstätigkeit und Vermögen ein vages Bild seines Lebens zeichnen. Denn die männliche Alterskohorte in süddeutscher Künstler- und Medienumgebung, der Michael Ende angehört, durchläuft rückblickend mit großer statistischer Wahrschein-

lichkeit bestimmte, wenig variierte Stationen. Dazu gehören eine stabile Kleinkindzeit, eine von Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg geprägte Kindheit und Schulzeit, Kriegserfahrung, aber wahrscheinlich kein formaler Wehrdienst mehr, Jugend, Adoleszenz und Aufbau eines eigenen Wertesystems in den Wirren und der hektischen Lebensfreude der Nachkriegsjahre, Gefahr von Orientierungslosigkeit bei der Vielfalt der Lebensoptionen im Wirtschaftswunder der Bundesrepublik Deutschland, beruflicher Aufstieg, finanzielle Freiheit mit wachsender Lebensqualität, persönliche und berufliche Krisen, Ausweitung des Wirkungskreises, Stagnation und vielleicht deren Überwindung in der Akzeptanz des für seine Altersgruppe nicht seltenen frühen Krebstodes. Michael Ende ist diesen Weg seiner Generation gegangen.

Gleichzeitig aber könnte die Schilderung seines Lebens als kohärente, zielgerichtete Gesamtheit kaum plausibel machen, warum diese Entwicklung ihn zu niemand anderem als Michael Ende werden ließ. Eine Gesamtschau der zugänglichen Fakten und Abläufe macht es unmöglich, seine Biographie als einen geradlinigen und folgerichtigen Verlauf mit zunehmender Erkenntnis und Bedeutung zu erzählen, der am Ende des Lebens sich selber erklärt. Über Michael Ende kann man keine Biographie mit dem Narrativ eines Entwicklungsromans schreiben. Er fing immer wieder neu an und blieb doch hartnäckig und kompromisslos bei seinen früh definierten Zielen. „Ein Provinzschauspieler mit Waldorfschulerziehung“ (Hinz 1985, S. 8) für die einen, ein Erneuerer der deutschen Kinder- und Jugendliteratur für die anderen, ein zuverlässiger Freund und Mentor ebenso wie ein schwieriger Arbeits- und Geschäftspartner, ein Träumer mit hellwacher Inszenierung seiner öffentlichen Auftritte, ein ruheloser Erotiker mit vielen Geliebten und zwei Ehefrauen, denen er über Jahrzehnte verbunden blieb – das alles schließt sich bei Michael Ende nicht gegenseitig aus.

Will man Spuren dieser Lebensfülle in seinem Werk finden, müssen auch – wie hier geschehen – versteckte und unbekannte Texte einbezogen werden. Michael Endes Verhalten und Werk polarisierte, gab Anlass zu Missverständnissen, setzte ihn zeitweise einem Richtungskampf aus. Daher war es geboten, einige seiner Bewunderer und Gegner „aus alten Zeiten“ nach ihrer heutigen Position zu befragen. Denn viele seiner Freunde, Kooperationspartner, Weggefährten

und Zeitgenossen leben noch. Etwa dreißig von ihnen wurden befragt. Ihre Erinnerungen und aufbewahrten Dokumente sind in die Biographie eingeflossen. Es war berührend zu erfahren, wie freundschaftlich viele Michael Ende heute noch verbunden sind.

Das Deutsche Literaturarchiv Marbach und das Michael-Ende-Museum der Internationalen Jugendbibliothek München bergen einen Teil des Nachlasses schriftstellerischer wie persönlicher Art. Eine strikte Trennung zwischen Privat- und Berufsleben gab es für Michael Ende nicht. Die meisten einsehbaren Dokumente jedoch stehen in Zusammenhang mit seinem schriftstellerischen Werk. Für Endes Wirken in Japan hielt sich sachkundige Unterstützung bereit. Michael Endes Manuskripte, Korrespondenzen, Publikationen und Zeugnisse gehören weitgehend noch der analogen Welt an, auch wenn sie digital bearbeitet und transportiert werden. Die Biographie konnte sich auf diese originalen Printdokumente stützen.

Die reizvollste, aber auch schwierigste Aufgabe einer Biographie über Michael Endes ist das asymmetrische Verhältnis seines öffentlich wahrgenommenen schriftstellerischen Werks zu seinen literaturästhetischen wie kulturpolitischen Überlegungen. Was er als allgemeines Programm immer wieder proklamierte, fanden seine Leser in nur wenigen intensiv wahrgenommenen Geschichten, Liedern und Romanen wieder. In der Kunstsphäre, für die er seine Theorien formulierte, blieben sie erfolg- und wirkungslos.

Mit wenigen Texten war er für zwanzig Jahre einer der meistgelesenen Autoren der Bundesrepublik Deutschland. Er hat für die Kinder- und Jugendliteratur Deutschlands ein literarisches und gesellschaftspolitisches Terrain erobert, das erfolgreich ausgebaut werden konnte. Die Biographie lässt diesem Teil des Werkes von Michael Ende viel Raum. Er verkörperte den Zeitgeist immer dann, wenn er ihm entgegenzutreten vermeinte.

Seine Geschichte, wie sie für seine Lebenszeit in Deutschland von der Weimarer Republik bis zur deutschen Wiedervereinigung, aber doch für nichts und niemanden als ihn selber steht und nur seinen Namen trägt, soll hier erzählt werden. Er ist der Autor von „Jim Knopf“, „Momo“ und der „Unendlichen Geschichte“.



# Kindheit im Künstleratelier (1929–1940)

## Schwabing, Schule, Nationalsozialismus

**M**ichael Ende wurde am Mittwoch, den 12. November 1929 um 17.15 Uhr im Krankenhaus der Gemeinde Garmisch geboren. Er kam in einer schweren Geburt mit Kaiserschnitt zur Welt und war das einzige Kind seiner Eltern, der 38-jährigen Ladeninhaberin Luise Ende und des 28-jährigen Malers und Bildhauers Edgar Ende. Er selber würde wahrscheinlich noch hinzufügen, dass das Geburtsdatum zum Sternzeichen des Skorpions gehört. Sein Leben endete am 28. August 1995 um 19.10 Uhr in der Filderklinik bei Stuttgart. Eingetragen ins Meldeamt der Stadt wurde er mit den Vornamen Michael Andreas Helmuth. Den Namen Andreas entnahmen die Eltern einem Gedicht, das der Graphiker und Autor Karl Thylmann für seinen Sohn schrieb, bevor er in den Ersten Weltkrieg ziehen musste. Helmuth war der Name des jüngeren Bruders von Edgar Ende.

Schilderungen individueller Kindheit folgen der subjektiven Erinnerung. Sie können also in weiten Teilen nicht mehr sein als Kompilation, Strukturierung, ein Weiterspinnen und Deuten von persönlichen Rückblicken. Auch diese Biographie orientiert sich an Kindheitserinnerungen von Michael Ende, wie er sie in Gesprächen und Veröffentlichungen wiedergab. Hinzu kommen vermutete Kindheitsreminiszenzen innerhalb seines schriftstellerischen Werkes, besonders seiner Kinder- und Jugendbücher. Als weitere Quelle dienen die 1990 erstmals erschienenen Erinnerungen seines Jugendfreundes Peter Boccarius. Hinweise zu Umgebung und Lebensgefühl von Michael Endes Kindheit bietet auch das Text- und Bildmaterial, das Roman Hocke zur Verfügung gestellt hat.

Michael Endes Eltern sind, was man ein interessantes Paar nennt. Ihre Schicksale, ihre Ehe und ihre Elternsorge prägen den Sohn. Er bleibt für Vater wie Mutter bis ins Mannesalter ein naher Gefährte mit großem Zugehörigkeitsgefühl. Für die Mutter ist er zeitlebens der bedingungslos, besitzergreifend geliebte Junge. Zum Vater findet er nach schwierigen Jahren ein mühsam errungenes partnerschaftliches, von gemeinsamen künstlerischen Zielen geprägtes Verhältnis.

Als die Eltern sich 1928 begegnen – Edgar Ende flüchtet vor einem Regenguss in das Geschäft von Luise Bartholomä –, ist er von Hamburg kommend auf der Suche nach einem geliebten Mädchen, das man besorgt in ein bayerisches Internat gebracht hatte. Ähnliches wird später auch dem Sohn widerfahren. Die Geschäftsfrau lädt den hochgewachsenen jungen Mann nach Ladenschluss in ihre Wohnung im ersten Stock ein. Sie beschließen, zusammenzubleiben. Nach der Verlobung folgt am 22. Februar 1929 die Heirat.

Michael Endes Mutter blickt zu diesem Zeitpunkt auf ein wechselhaftes Leben zurück. Sie wuchs nach dem Tod der Eltern in einem Waisenhaus im Saarland auf. Ihre achtzehn Jahre ältere Halbschwester aus der ersten Ehe ihres Vaters arbeitet in Palästina als Diakonissin in Krankenpflege und Sozialarbeit. Sie holte Luise Bartholomä für kurze Zeit zu sich. Im Ersten Weltkrieg arbeitete die junge Frau in Deutschland als Krankenschwester. Später richtete sie einen Laden und eine kleine Manufaktur für Spitzenwäsche im Rheinland ein. Seit ihrer Kindheit vom leistungsorientierten Protestantismus wie von schwärmerischer Mystik religiös beeinflusst, gehörte sie bald zu den Anhängerinnen von Johannes Müller. Der evangelische Theologe verkündete ein von der Kirchendoktrin befreites Christentum und entwarf ein ethisch-religiös untermauertes Lebensprogramm, das er in dem 1916 eröffneten Schloss Elmau mit illustren Gästen zu verwirklichen anstrebte. Müller vertrat rassistische antisemitische Ansichten, die sein Wirken bis heute belasten. Luise Bartholomä folgte seinen Ideen von der Aufhebung gesellschaftlicher Schranken und eines gesunden, luxusfernen Lebens. Sie ließ sich in Garmisch nieder und eröffnete hier einen Laden mit Spitzen, Halbedelsteinen und kleinen Pretiosen, für das sich in den zwanziger Jahren in dem aufstrebenden Ferienort von Künstlern,

Schriftstellern und Theaterleuten zunächst genügend Kundschaft fand. Sie war also eine erfahrene Geschäftsfrau mit kunstgewerblichen Fähigkeiten und dem Wunsch nach geistiger Lebensdeutung. Das Zusammenleben mit einem neun Jahre jüngeren, gut aussehenden und vielversprechenden Künstler, die Geburt des gesunden Sohnes im fortgeschrittenen Alter müssen für sie ein fast übergroßes Glücksversprechen gewesen sein; als dessen dunkle Seite stellten sich bald unstillbare Verlustängste ein.

Edgar Ende wuchs mit seinem Bruder Helmuth in Altona auf, wurde zunächst Dekorationsmaler, später Student der Kunstgewerbeschule Altona und der Hamburger Hochschule für Freie und Angewandte Kunst. Ab 1921 verzeichnete er erste künstlerische Erfolge. Eine 1922 geschlossene Ehe wurde vier Jahre später geschieden. Als er 1928 nach Garmisch zieht, wohnt er zunächst in der Pension Nirwana, einem der Feriendomizile von Literaten wie Thomas und Heinrich Mann.

Was bewegte ihn, die Suche nach der jungen Geliebten aufzugeben, eine neun Jahre ältere Geschäftsfrau ohne künstlerischen Hintergrund zu heiraten und spätestens nach der Geburt des Sohnes Michael eine Rückkehr nach Altona nicht mehr in Betracht zu ziehen? Wahrscheinlich bot ihm die dunkelhaarige, kleine und lebhaftige Frau in einer Krisensituation der Ratlosigkeit ein Heim, eine Zuflucht, war halb beschützend, halb schutzbedürftig, und er versprach sich von dieser Mischung aus Liebe und Vernunft eine Lebensperspektive. Denn die temporär vorhandene Künstleratmosphäre in Garmisch, der Freundeskreis seiner Frau, ihre Energie boten gute Aussichten für seine künstlerische Arbeit, die Luise Bartholomä von nun an bedingungslos unterstützte.

Das junge Ehepaar mit Kind wohnt im Bunten Haus in der heutigen Bahnhofstraße von Garmisch über dem Laden der Frau. Das große einstöckige Eckhaus, das 1987 baulich stark verändert wurde, beherbergt in Erdgeschoss und Flur einige Läden, darunter auch eine Leihbücherei. Im ersten Stockwerk befinden sich Wohnungen. Das Haus ist eine Lebensgemeinschaft. Man kennt sich, besucht sich, unternimmt etwas gemeinsam. Der kleine Michael Ende ist Kind im Hause, nicht nur in der Familie. Der Dackel des Ehepaars Staackmann – er ehemaliger Offizier, sie Inhaberin der gewerblichen Leihbüche-

rei – ist der erste Hund, mit dem er spielte. Haustiere gehörten fortan zu seinen Vorstellungen vom guten Leben.

Obwohl der Vater oft unterwegs ist, herrscht in der Familie eine enge – nicht nur durch die Wohnlage bedingte – Nähe. Väterliche und mütterliche Arbeit, die sorgsame Betreuung des Kleinkindes, ein bescheidenes geselliges Leben in den finanziell schwieriger werdenden dreißiger Jahren – das alles lässt sich in den ersten Ehejahren und Lebensjahren des Kindes noch harmonisch miteinander verbinden. Man spricht viel miteinander, liest vor, spielt mit dem kleinen Jungen im Haus, im Hof, auf der Straße und in der Natur. Michael Ende erinnerte sich später an sein Staunen angesichts von Dampflokomotive und Eisenbahn und an die ersten Skilaufversuche im Hof des Hauses. Es gibt eine Anekdote, nach der das durch die Geschäftsbeziehungen der Mutter im Nahen Osten bestellte Spitzenkleid zur vorgesehenen Taufe zweimal zu klein war, weil das Baby so schnell wuchs, und man sich daher gegen die Taufe entschied – eine wunderschöne Geschichte zur Erklärung, warum der Sohn der religiösen Mutter und des aus der Evangelischen Kirche ausgetretenen Vaters ungetauft in die Münchner Christengemeinschaft kam.

Garmisch bietet der kleinen Familie zunächst eine Heimat mit bescheidener Existenzgrundlage, aber nicht das, was sich der Vater angesichts der vielen Künstler in der Region vielleicht versprochen hat: gute Rahmenbedingungen für seine Arbeit, Austausch mit anderen Künstlern, Beziehungen zum Kunsthandel, solvente Käufer unter den Gästen des Ferienortes. Edgar Ende will nach München, der damaligen deutschen Kunstmetropole. Künstlerkollegen und Kritiker machen ihm Mut. Luise muss das einsehen. Sie löst ihr Geschäft in der Erwartung auf, dass der sich langsam abzeichnende Erfolg ihres Mannes eine neue Existenz in München ermöglicht. Für den Vater ist es ein Ruf zur Kunst. Die Mutter erhofft gesellschaftlichen Aufstieg, denn die angesteuerte Adresse ist vielversprechend.

Der kleine Junge verlässt Garmisch, in das er später – zuerst als Schüler in den letzten Kriegsjahren und dann als erfolgreicher Bestsellerautor – wieder zurückkehren wird. Aber die Zeitgeschichte, die Michael Ende erlebte oder aus Erzählungen erfuhr, ließ Garmisch, seit 1935 im Zuge der Gemeindezusammenlegung Garmisch-Partenkirchen, nicht zum literarischen Ort werden. Michael Ende besaß



1931 vor dem Bunten Haus  
in Garmisch

nach eigenen Aussagen kein lokales oder geographisches Zugehörigkeitsgefühl. Er definierte Heimat anders.

Die Stadt Garmisch-Partenkirchen ehrt ihren Sohn bis heute. 1990 pflanzte Ende im Kurpark, der seit 2009 seinen Namen trägt, eine Linde. Zu seinem 70. Geburtstag wurde 1999 eine Gedenktafel an seinem ersten Wohnhaus, heute Bahnhofstraße 43, angebracht. Seit 2004 kümmert sich die hier beheimatete Phantastische Gesellschaft (s. Website „Phantastische Gesellschaft“) um Leben und Werk des Autors. Im Kurhaus wird seit 2007 die Dauerausstellung „Der Anfang vom Ende“ gezeigt. Sie ist den Hauptwerken und Lebenszeugnissen Michael Endes gewidmet. In Teilen des Parks sind landschaftsgerecht Motive aus Ende-Büchern zu Skulpturen und Ruheplätzen geworden. Und im Sommer jedes Jahres gehören Ende-Veranstaltungen zum Kulturangebot der Stadt.

Im Spätherbst 1931 zieht die Familie in das Parterre der 1905 bis 1909 gebauten Villa des Bildhauers Joseph Floßmann, die von der Witwe an Künstler vermietet wird. Die Villa lag in einem damals

noch an vielen Stellen unbebauten, verwilderten Areal in Münchner Vorortlage in Obermenzing. Die damalige Adresse lautete Prinzregentenstraße 15, heute Marsopstraße 19. Wer diese Straße mit ihren Schatten spendenden Baumreihen am Würmkanal entlanggeht, kann den von viel Vergangenheit gesättigten Zauber nachempfinden. In Michael Endes früher Kindheit gab es hier verwunschene Orte. Da waren das große Haus, ein Park, nicht kultivierte Wiesen und ein kleines Gehölz. Hier spielten Nachbarskinder, bald Freund und Feind, in einer unkonventionellen Wohngemeinschaft. Der Wechsel der Jahreszeiten wurde zur Lebenserfahrung und bot Räume für neue Spiele. Für das Vorschulkind Michael Ende war diese verzauberte Welt der Jugendstilvillen und Exzentriker Kinderparadies und Schrecknis zugleich.

Für den Vater beginnt in der Atelieregemeinschaft mit anderen Künstlern eine intensive Schaffensperiode. 1931 findet er neue Anregungen auf einer Italienreise – fortan ein Traumziel für Vater und Sohn. 1932 kauft der Staat Bayern einige Bilder von ihm. Auch im Großbürgertum Münchens findet er Käufer. 1934 sind zahlreiche seiner Gemälde auf einer internationalen Ausstellung in Pittsburgh (USA) zu sehen. Es scheint nun stetig bergauf zu gehen. Für ein paar Jahre erlebt Michael einen erfolgreichen, optimistischen Vater und eine zufriedene Mutter.

In der Nachbarvilla leben Hildegard und Ernst Buchner mit drei Töchtern und einem Sohn, mit Köchin und Hausfaktotum ein ungezwungenes, mondän-großzügiges Leben. Hier wird der Junge erstmals mit einer anderen Frauenrolle bekannt als derjenigen seiner ständig besorgten Mutter. Ernst Buchner ist seit 1932 Generaldirektor der Bayerischen Staatsgemälde Sammlungen. Als Mitglied des Kampfbundes für Deutsche Kultur steht er den Nationalsozialisten nahe. Er wird es sein, der später aus Freundschaft und Sorge um die Existenz der Familie Ende bei der Bombardierung Münchens durch die Alliierten einige Kunstwerke Edgar Endes zusammen mit den Beständen der von ihm geleiteten Museen in sichere Depots bringt.

Für eine der Töchter entwickelt der kleine Michael Ende eine schwärmerische Zuneigung. Der etwas ältere Bruder Hartmut Buchner wird sein bewunderter Freund. Mit ihm zusammen erobert er die Gegend, besteht Mutproben, heckt er Streiche aus. Hartmut ist

der Anführer, Michael lässt sich willig in die Welt der Abenteuer einweisen. Freundschaft gehört seitdem für ihn zum begehrten, immer wieder hergestellten Lebenselixier. Er braucht Freunde, er möchte ein guter Freund sein – bis hin zum Komplizen. Als Freund weiß er, wer er ist.

Boccarius (1995) berichtet, wie Hartmut und Michael eine Straßenbahn entgleisen lassen wollen, wie Karneval gefeiert wird, wie eine Schafherde auf der Wiese campiert und ein Wanderzirkus winterlichen Unterschlupf im Haus der Familie Buchner findet. Die Zirkuswelt – gerade in dieser heroisch-schabigen Variante – gehört zu Michael Endes frühkindlichen Erfahrungen. Das Motiv wird sich wie ein roter Faden durch seine Geschichten, Dramen und Gedichte ziehen. Der Pagat als Gaukler und Magier ist eine der vielen Identitäten, die er später ausprobieren wird – im Leben wie in der Kunst.

Zum unauslöschlichen Eindruck der frühen Kindheit Michael Endes gehört auch der Maler Franz Reinhard, Fanti genannt, das Faktotum der Familie Buchner. Fantis Gesicht ist verunstaltet. Er ist das, was man hässlich nennt. Darüber wird geredet. Später wird der schöne junge Mann Michael Ende auch die Hässlichkeit zum Thema seiner Literatur machen. Fanti erzählt ihm Märchen, Geschichten, Lebenserfahrungen. Dieses anheimelnde, selbst bei gefährlichen Geschehnissen Vertrautheit und Geborgenheit garantierende Erlebnis will Michael Ende als junger Erwachsener den Kindern seiner Bekannten ebenso vermitteln. Später wird er es zur zentralen Wirkungsabsicht seiner Kinder- und Jugendbücher erklären. Im Playboy-Interview 1983 beschrieb er Fanti so:

„Meine eigentliche Erziehung habe ich durch einen Nachbarn genossen, der ein völlig verrücktes Huhn war. Er war auch Maler. Sein ganzes Haus war bis zur Decke hinauf ausgemalt mit eigentümlichen Märchenbildern. Dieser Mann war Kommunist, schielte wie ein Teufel, weil er sich in seiner Jugend aus Liebeskummer eine Kugel in die Schläfe geschossen hatte, und trug immer so eine Schlägermütze. Die Kinder der Umgebung hingen an dem wie die Kletten, obwohl er nach heutigen antiautoritären Gesichtspunkten als der Inbegriff des Schlimmen gegolten hätte.

Wenn wir etwas angestellt hatten, zum Beispiel haben wir einmal eine Trambahn entgleisen lassen, schätzte er ohne große Emotion ab, was das Verbrechen für eine Strafe verdiente, holte den Kochlöffel und versetzte uns eine genau abgezählte Menge von Schlägen, aber so, daß es weh tat. Wir haben gebrüllt vor Schmerzen. Trotzdem wären wir schwer beleidigt gewesen, wenn er uns nicht verhauen hätte. Wir haben diesen Mann einfach geliebt. – Rückblickend könnte man sagen, diese Zeit war die glücklichste meiner Kindheit.“  
(Zit. n. Playboy-Interview 1983, S. 77)

Bevor die Familie Ende im Oktober 1935 aus finanziellen Gründen von Obermenzing nach Schwabing ins Dachgeschoss des Hauses Kaulbachstraße 90 zieht, kommt es zu einem Finale mit einem Höchstmaß an Freundschafts- und Abenteuererfahrung: Hartmut und Michael wollen mit der Dachpappe eines morschen Lusttempels im Park Fackeln bestücken. Die Situation gerät außer Kontrolle. Es kommt zum Brand des Gebäudes und des nahen Waldes. Feuerwehr und Polizei werden eingeschaltet. Die Mütter sind froh, dass den Jungen nichts passiert ist. Man erledigt den Schaden großzügig als Dumme-Jungen-Streich. Michael Ende ist fünf Jahre alt.

Seit zwei Jahren sind die Nationalsozialisten in Deutschland an der Regierung. München ist „die Stadt der Bewegung“, und auch in der Enklave Obermenzing wohnen Anhänger und Nutznießer des faschistischen Regimes. Aber vorerst dringen die Folgen der Machtübernahme noch nicht direkt in das Leben des Kindes ein. Es erlebt den Umzug nach München als behütetes Kleinkind, als Wechsel in eine städtische Umgebung, in eine – ihm vertraute – Gemeinschaft aus väterlichen Kunstfreunden und mütterlichen Bekannten in Nachbarschaft und gleichgesinnten religiösen Kreisen – und als Eintritt in die Schule.

Die Lebensumstände in der ersten Schwabinger Wohnung sind gut belegt. Einen kleinen Eindruck von Michael Endes Umgebung zur Grundschulzeit kann man heute noch gewinnen, wenn man die mit Glasfenstern versehenen Dachwohnungen der ehemaligen Nachbarhäuser betrachtet. Das Künstlerviertel Schwabing der dreißiger Jahre versammelte erfolgreiche wie zeitlebens nicht anerkannte Schriftsteller, Maler, Musiker und deren Entourage in einer von Haus zu Haus





Mutter und Sohn  
1935

fließenden Mischung aus arm und reich, saturiert und verkommen, hoch geistig, kreativ und oberflächlich. Es gab repräsentativ gehaltene Villen, aber die Mehrzahl der Häuser war eher auf eine bestenfalls dekorative Weise vernachlässigt und – wie Michael Ende nie versäumte zu erwähnen – hoffnungslos verwandt.

1975 erinnerte sich der seinerzeit in München als Privatdozent tätige Romanist und spätere Friedensaktivist Franz Rauhut an seine Begegnung mit Edgar Ende in Schwabing und an den Lebensstil der Familie:

„Eugen Croissant [...] spielte den freundlichen Vermittler, so daß meine Frau und ich bald die bescheidene Atelierwohnung in dem Schwabinger Dachgeschoß betreten konnten, wo Ende mit seiner tapfer zu ihm stehenden Frau Lise und seinem Söhnchen Michael hauste. [...] Obwohl mein Leben als Privatdozent notgedrungen bescheiden war, brachte ich die Mittel zusammen, um einen Ende [Die Welle, 1933] zu erwerben; meine Frau führte in das Atelier eine

Freundin, Frau Haselberger, die [...] das Gemälde von den toten Schwänen kaufte. Zwei Arbeiten auf einmal zu Geld gemacht! Der Schwabinger lud Frau Haselberger, meine Frau und mich zu einem Festessen unter seinem Gebälk ein [...].“ (Rauhut 1987, S. 243)

Die Unterkunft der Familie Ende besteht aus einem Dachraum, in den Wohnung und Atelier eingefügt sind. Man lebt in einem Schlafraum für Mutter und Sohn, einer Küchenecke, hauptsächlich aber im Atelier des Vaters, wo er arbeitet und schläft, wo die Familie isst, Besuch empfängt, lange nächtliche Gespräche führt und Feste feiert. Zur Ausstattung gehört seit Michael Endes zehntem Geburtstag ein vom Vater bunt bemalter Schrank mit Motiven nach Daniel Chodowiecki, dem Illustrator des für die Entstehung der deutschen Kinderliteratur wichtigen Almanachs „Der Kinderfreund“, den Christian Felix Weiße auf dem Höhepunkt der europäischen Aufklärung von 1775 bis 1782 herausgab. Bombenangriffe, Umzüge, Italienaufenthalt hat der Schrank überstanden. Heute birgt er im Michael-Ende-Museum der Internationalen Jugendbibliothek in München Dokumente aus dem Nachlass.

In der Schwabinger Wohnung gibt es eine Wasserleitung, einen Kohleofen und für alle Dachgeschossbewohner eine Toilette auf dem Flur. Dieses beschränkte Leben – so mühsam es auch mit heutigen Augen betrachtet erscheinen mag – gewährleistet dem Vater Teilhabe an der Münchner Kunstszene der Gleichgesinnten.

Die Arbeitsweise des Vaters hat Michael Ende später minutiös geschildert. Sie bestimmte den Tagesablauf des Kindes und prägte sich ihm als wichtige, richtige Lebensweise ein, die im Kreis der Familie immer Priorität besaß:

„Vielleicht kann ich es am besten erklären, was gemeint ist, wenn ich einfach seine Arbeitsweise schildere. Das Stichwort hieß: ‚Ich gehe Skizzen machen‘. Das war das Zeichen für meine Mutter und mich, daß der Vater auf keinen Fall gestört werden durfte. Er schloß sich in seinem Atelier ein, meistens verdunkelte er es sogar völlig, legte sich auf das Sofa und konzentrierte sich. Wie er mir einmal erklärte, bestand die Schwierigkeit dieser Konzentration nicht etwa darin, sich auf einen bestimmten Gedanken, auf eine bestimmte Vorstellung zu konzentrieren, sondern auf nichts. [...]

Über kurz oder lang – die Dauer dieses leeren Bewußtseins war unterschiedlich – stellten sich Bilder ein [...]. Die Bilder waren starr, bewegten sich nicht. [...] jedenfalls knipste mein Vater von Zeit zu Zeit ein Lämpchen an und skizzierte auf einem kleinen Notizblock ein solches Bild. Oft kam er von einem solchen ‚Fischzug‘ mit einem ganzen Zettelkasten voller Skizzen zurück [...].“

[In: Krichbaum 1987, S. 241–242]

Zu dem in seiner Kindheit so wichtigen Zettelkasten mit den Entwürfen des Vaters wird es später bei dem Autor Michael Ende ein Pendant geben.

Edgar Ende beschäftigt sich – nicht nur im Zusammenhang mit seinem künstlerischen Werk – mit religiösen Fragen, der Lehre Rudolf Steiners, den Grundsätzen der Anthroposophie, aber auch mit okkulten Traditionen, deren Übergänge zum Aberglauben für das Ehepaar Ende und auch für ihren Sohn immer fließend blieben. Michael Endes erstes kindliches Gefühl, dass es Unterschiede zwischen der Welt der Atelierwohnung und der Welt da draußen gibt, manifestierte sich in der bald eingeübten Regel, sie getrennt zu halten. Im Zusammenhang mit der allmählichen Ausgrenzung des Vaters erklärte Michael Ende später:

„Mein Vater war ein schüchterner Mensch. Er war jemand, der von vornherein so etwas wie Lebensangst mitbrachte. Und durch die damalige Zeit war er natürlich erst recht in die Ecke gedrängt. Und für mich wurde das zu einer Erfahrung, die ich nie richtig überwunden habe. Überwunden ist das falsche Wort: die mir geblieben ist als Bewußtseins hintergrund. Diese verschiedenen Welten, wenn Freunde kamen und was dann gesprochen wurde im Haus und was draußen vor sich geht, daß da zwei unvereinbare Welten waren; daß ich um keinen Preis, wenn ich mit meinen Spielkameraden auf der Straße war, irgend etwas, kein Wort von dem sagen durfte, was zu Hause gesprochen wurde. Denn das war mir schon als Kind klar geworden, dass das dann fürchterliche Konsequenzen haben würde. Und dieses Gefühl einer Zerteilung zwischen einer intimen, familiären, inneren Welt und einer in jeder Hinsicht feindlichen, bösen Welt dort draußen – das ist mir bis zu einem gewissen Grad bis heute geblieben [...].“ [Ende/Krichbaum 1985, S. 37]

Diese aus der Kindheit beibehaltene Zweiteilung der Welterfahrung, die sich keineswegs nur auf den politischen Bereich bezieht, ist eine der Wurzeln für Endes lebenslange Suche nach der eigenen Identität, aber auch für die Selbstverständlichkeit, mit der er von der realen Wirklichkeit in die imaginierte Phantasiewelt springen konnte – eine früh geübte Überlebenspraxis. Nur wenige Zeitzeugen weisen darauf hin, dass die hermetische Abgeschlossenheit der Kunstwelt seines Vaters mit den rätselhaften Bildern und der schweren literarischen Kost für ein phantasievolles Kind auch bedrückende, verängstigende Seiten besaß.

Am 10. Februar 1935 zieht der „Völkische Beobachter“ die in der Neuen Pinakothek ausgestellten Werke Edgar Endes in Misskredit. Er schreibt:

„Das ernste künstlerische Bemühen der Ausstellung wird diskreditiert durch eine Reihe ziemlich fragwürdiger Erscheinungen, deren Auswahl bei einer Qualitätsausstellung auf jeden Fall zu Unrecht erfolgt ist. Wir meinen u. a. [...] die kühlen, rätselvoll sich gebärdenden Gedankenspielerien *Endes*, [...] und wir könnten noch eine ganze Reihe weiterer Entbehrlicher aufzählen.“

[Zit. n. Boccarius 1995, S. 81]

Dies ist ein Vorbote der in ihrem Ausmaß noch nicht begriffenen Gefahr für den Künstler und den Vater. Am 9. November 1935 findet auf dem Königsplatz in München mit großem Nazi-Pomp die Beisetzung der 16 exhumierten NS-Putschisten statt, die am 9. November 1923 erschossen worden waren. Für Ende ist diese Zeremonie die erste Erfahrung mit dem verführerischen Sog der schwarzen Magie. Sie wird später zum festen Bestandteil seiner Bilderwelt gehören.

Der Vater reagiert auf die politische Entwicklung mit Depression und Verbitterung. Er malt nur noch wenig. 1936 verweigert ihm die Reichskulturkammer den Bezugsschein für Farben. 1937 erhält er Ausstellungsverbot, und seine Werke werden aus öffentlichen Sammlungen entfernt. Samuel Beckett besuchte auf seiner Kunstreise durch das faschistische Deutschland im März 1937 neben anderen Münchner Künstlern auch das Atelier in der Kaulbachstraße. In einem Brief vom 25.3.1937 berichtete er:

„Ich habe ein paar nette Leute getroffen: einen Schauspieler mit ein paar guten Bildern, darunter eins von meinem lieben Hamburger Ballmer, einen Privatgelehrten, der sich immer noch traut, Marc & Nolde auszustellen; einen Konservator im Bayerischen Nationalmuseum, der mich mit Rheinwein und Brandy abfüllte & mir seinen Klee zeigte, seine Sappho-Übersetzung mit Zeichnungen von Sintenis, seine Schwägerin und seine Frau. [...] Und ein paar Maler, darunter der einzige deutsche Surrealist, ein Mann namens Ende. Er kannte eine Tochter von Con Curran & schmähete Ernst, Picasso & Dali wegen ihrer ‚mangelnden Integrität‘ (!) und schwärmte für Shem the Penman.“ [Beckett 2013, S. 536]

In seinen „German Diaries“ schilderte Beckett später die Szene bei der Familie Ende genauer. Ein ironischer Unterton ist im Tagebuch nicht zu überlesen. Beckett mochte München nicht, ganz Deutschland erschien ihm gleichzeitig faszinierend und suspekt. Dabei geben Tagebuch und Brief aus der Sicht des unbestechlichen, auf Deutschland neugierigen Iren ein neutrales Bild von Endes Lebensverhältnissen. Michael Endes Vater erscheint als bedeutender Künstler, der – eingeengt durch die politischen Verhältnisse, finanziell unter der Armutsgrenze, angewiesen auf jeden internationalen Kontakt – nur in Ausschnitten den aktuellen Kunstdiskurs wahrnehmen und an ihm teilnehmen konnte.

Wie Beckett feststellte, teilte Edgar Ende seine Kritik an den Unzulänglichkeiten der Sprache im Vergleich zu Kunst und Malerei nicht: „the painter Edgar Ende [d]oesn’t agree that communication is impossible“ (zit. n. Nixon 2011, S. 166). Vielmehr glaubte er an die Wahrhaftigkeit und die Verständigung der Menschen durch die Sprache. Als sein Sohn sich später der Literatur zuwandte, sah er darin keinen künstlerischen Wertunterschied.

Als Hitler im Juli 1937 im neu eröffneten Haus der Kunst die Große Deutsche Kunstausstellung eröffnet, gehört Edgar Ende zu den vom System Ausgeschlossenen. Vater und Sohn erleben den „Führer“ – wie dann auch im September 1938 anlässlich der Viermächtekonferenz – als Zuschauer am Straßenrand inmitten einer frenetisch jubelnden und skandierenden Bevölkerung.

Für die Mutter tut sich in Schwabing eine zum ersten Mal nicht mehr wegzuträumende Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit

auf. Edgar Ende gewinnt zwar an Bekanntheit und Anerkennung. Bilder werden gemalt, manche ausgestellt, einige wenige verkauft. Freunde und Weggefährten versuchen ihm mit Käufen, Aufträgen und anonymer Anstellung zu helfen. Man pflegt Umgang mit bekannten Leuten, bespricht weltbewegende Themen, ist sich – mit wachsender Distanz zum politischen Umfeld – seines Künstlertums und seines ethischen Programms gewiss. Aber die Kasse ist leer, und nichts kann über den Mangel im Alltäglichen hinwegtäuschen.

Um der Familie eine kleine finanzielle Sicherheit zu gewährleisten, tritt die Mutter in Obermenzing eine Ausbildung zur Heilgymnastikerin und Masseuse an. Ihr Arbeitstag beginnt, wenn es denn Aufträge gibt, in den frühen Morgenstunden. Die Lebensverhältnisse zerstören die ehelichen Übereinkünfte und die Gemeinsamkeit der Liebe zu ihrem Kind. Es kommt zu häuslichem Streit, der das Kind verstört und als dessen Auslöser und Mittelpunkt es sich bald versteht. Die Welt der väterlichen Bilder, die es umgeben, ist rätselhaft, düster und schickt es mit verschlüsselten Botschaften auf unbekannte Wege. Gleichzeitig sind die Bilder eine Bastion – schützend und abschottend zugleich.

Vor diesem Hintergrund bekommt Bedeutung, was Michael Ende später schilderte: dass er unter dem Himmel lebte, durch das Atelierfenster über ihm nachts die Sterne sah und sich ‚wegträumte‘. Es waren aber keine Träume vom besseren Leben im Sinne einer Überwindung des Mangels. Und so sind auch Endes spätere (Kinder-)Geschichten keine Erfolgsgeschichten im Sinne materiellen Zugewinns oder der Eroberung eines sozialen Status. Ende hat sich über die Armut seiner Kindheit nie beschwert, hat auch keine Kausalität zwischen ihr und seinem späteren Lebensweg hergestellt. Er hat sie als solche nicht erlitten. Anderes war wichtiger, vordringlicher, eindrucksvoller.

Ab Ende April 1936 besucht Michael Ende die Wilhelmschule in der Wilhelmstraße 29. Seinen Schulweg, der lang genug war, um zum Abenteuer zu werden, kann man heute noch gehen. Ende wird Schulwege später als Handlungsorte literarisieren, die Gelegenheit zu kleinen Fluchten geben. Die Schule existiert, wenn auch in veränderter Form, heute noch. Es ist eine Schule wie viele andere, aber der Schüler war nicht wie jeder andere.

Michael Endes Verhältnis zur Institution Schule, zu Lehrern und jeder Form formaler Bildung war von Beginn an konfliktreich, de-saströs – als ob hier zwei unvereinbare Lebensprinzipien aufeinanderstießen. Da war mehr als kindlicher Unmut und jugendliche Revolte. Sein Freund Peter Boccarius (1995) sieht die Ursache dafür in der frühen Angst und Verunsicherung, die der kleine Junge im gestörten Elternhaus erfuhr und die er in die Schule trug, um sie auf das Prinzip dieser Institution zu übertragen.

Ein anderer möglicher Grund könnte die frühe Prägung durch einen Künstlerhaushalt gewesen sein, der von Kreativität, kunsthistorischen Diskursen und eindrucksvollen Persönlichkeiten bestimmt war und gegen den sich die normierten Vormittage in einer Schwabinger Grundschule der dreißiger Jahre fremd abhoben. Das Kind kannte und begriff die Regeln der Schule nicht. Sie stellten keinen Wert, keine Zuflucht für ihn dar. Seine früh sichtbaren Hochbegabungen ließen sich in die damalige Schulwirklichkeit nur selten einordnen. Spätestens in der Pubertät flüchtete sich die Unbehauetheit und Orientierungslosigkeit des Schülers Ende in die arrogante Distanz des besser wissenden Lebenskünstlers.

Obwohl Michael Ende die Existenz autobiographischer Züge in seinen Werken lebenslang abtritt und dies auch literaturtheoretisch begründete, gehört die Schule zu den Themen, bei denen er einen entsprechenden Einfluss nicht zurückwies. Seine Hauptwerke „Jim Knopf“ und „Die unendliche Geschichte“ enthalten bedeutungsreiche Schulszenen, die sein Leiden an der Schulwirklichkeit beredt widerspiegeln.

Auf der Suche nach der chinesischen Prinzessin Li Si dringen Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer in das Domizil von Frau Mahlzahn ein. So heißt der zunächst in böser Gestalt auftretende männliche Drache, also eine androgyne grausame Schulautorität, die Angst und Schrecken verbreitet:

„Vor ihnen lag ein großer Saal, in dem drei Reihen Schulbänke standen. An diesen Pulten saßen etwa zwanzig Kinder [...]. Alle Kinder waren mit Eisenketten an die Schulbänke gefesselt, so daß sie sich zwar bewegen, aber nicht weglaufen konnten. An der hinteren Wand des Saales stand eine große steinerne Schultafel, und dane-

ben erhob sich wie ein Kleiderschrank ein riesiges Pult aus einem Felsblock. Dahinter saß ein ganz besonders scheußlicher Drache. [...] Er hatte eine spitze Schnauze, die mit dicken Warzen und Borsten bedeckt war. Die kleinen stechenden Augen blickten durch funkelnde Brillengläser und in der Tatze hielt er einen Bambusstock, den er beständig durch die Luft pfeifen ließ. [...]

„Das sieht ja aus wie eine Schule“, flüsterte Lukas Jim ins Ohr.

„O jemine!“ hauchte Jim, der noch nie eine Schule gesehen hatte.

„Is' Schule immer so?“

„Gott bewahre!“ raunte Lukas. „Manche Schulen sind sogar ganz nett. Allerdings sind dort keine Drachen als Lehrer, sondern eini-germaßen vernünftige Leute.“

(Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer, S. 163f.)

Jim Knopf wehrt sich lange dagegen, lesen und schreiben zu lernen. Erst als Prinz von Jimballa bewegt ihn seine Braut Li Si dazu, einen Lehrer zu akzeptieren. Die Wahl fällt auf den nutzlosen, untätigen Untertanen Herr Ärmel, die bisher gesichtsloseste aller Figuren auf Lummerland, der hier eine sinnvolle Aufgabe erhält:

„Tja“, fuhr Lukas fort [...], „unser Prinz möchte jetzt nämlich doch Lesen und Schreiben und Rechnen und noch vieles mehr lernen. Das hat er jedenfalls gesagt.“

„In der Tat?“ fragte Herr Ärmel erfreut.

„Ja“, sagte Jim, „das stimmt. Hätten Sie vielleicht Lust, mir zu zeigen wie es geht, Herr Ärmel?“

„Mit dem größten Vergnügen!“ rief Herr Ärmel.“

(Jim Knopf und die Wilde 13, S. 242)

Es sind also nicht die Lerninhalte, sondern das schulische Prinzip, das Ende Anlass zu Schreckensbildern gibt.

Die Schulszene in der „Unendlichen Geschichte“ spielen in der Wirklichkeit, vor der Bastian nach Phantasien flieht. Die Bewältigung seiner Schulangst wird allerdings nicht als Teil seiner Selbstfindung thematisiert, sondern bleibt eine Aufgabe, die er nach seiner Rückkehr noch zu meistern hat. Vorerst gilt: Vor der Schule kann man nur weglaufen.



„[...] für einen, der viel zu spät kommt, erscheint die Welt rings um die Schule ja immer wie ausgestorben. Und Bastian fühlte bei jedem Schritt, wie die Angst in ihm zunahm. Er hatte sowieso Angst vor der Schule, dem Ort seiner täglichen Niederlagen. Angst vor den Lehrern, die ihm gütlich ins Gewissen redeten oder ihren Ärger an ihm ausließen. Angst vor den anderen Kindern, die sich über ihn lustig machten und keine Gelegenheit ausließen, ihm zu beweisen, wie ungeschickt und wehrlos er war. Die Schule war ihm immer schon vorgekommen wie eine unabsehbar lange Gefängnisstrafe, die dauern würde, bis er erwachsen war, und die er einfach stumm und ergeben absitzen mußte. [...] da wurde ihm klar, daß er auch hier von nun an nichts mehr zu suchen hatte. Er mußte fort.“  
[Die unendliche Geschichte 1988, S. 13f.]

Wie der tägliche Schulweg nicht primär zum Unterricht, sondern zu phantastischen Abenteuern führen kann, erzählt Ende in der Kindergeschichte „Der lange Weg nach Santa Cruz“ (1992). Dort heißt es von dem achtjährigen Hermann, der auch zu Hause viel Ärger hat:

„Obendrein war es auch noch ein Montag. [...] Für Hermann war das Unerfreulichste an Montagen, daß sie ihn unerbittlich vor die Notwendigkeit stellten, wieder eine ganze Woche lang seine kostbare Jugendzeit mit dem Lernen von Rechtschreiben, Einmaleins und ähnlichem Quatsch zu verplempern. Und das zu einer Tageszeit, zu der es nirgends so schön war wie im warmen Bett. Logisch, dachte Hermann und lächelte bitter, gerade deshalb bestanden die Lehrer ja darauf, so früh am Morgen anzufangen. Denen ging es ja nur um eines: möglichst vielen wehrlosen Kindern das Leben zu vermiesen. Ohne diese Möglichkeit machte ihnen wahrscheinlich der ganze Schulbetrieb keinen Spaß mehr.“  
[Der lange Weg nach Santa Cruz, S. 5]

Zwei besondere Schulen, Gegenmodelle zu seinen traumatischen Schulerfahrungen, entwarf Michael Ende in der Ballade „Die Rüpelschule“ und der Geschichte „Die Zauberschule“. In der „Rüpelschule“ werden Jungen und Mädchen mit einer Didaktik des Ungehorsams zu Rüpeln erzogen. Diese Kinder kommen, ganz im Rousseau'schen Sinne, artig und unschuldig daher, die Schule bringt sie auf ihren chaotisch-unterhaltsamen Weg:

„Im Lande HULE-SULE,  
zehntausend Tagereisen weit,  
da gibt es eine Schule  
für Ungezogenheit.  
Da prahlt man und protzt man,  
da motzt man und trotzt man,  
und wer dort am lautesten tobt,  
wird sehr von den Lehrern gelobt.

[...]

Das große Nervensägen  
erlernen nur die Besten gut:  
Sich auf den Boden legen  
und strampeln voller Wut.  
Auch Heulen und Maulen  
und Kreischen und Jaulen,  
Krakeelen und Poltern mit Kraft –,  
manch einer hat's niemals geschafft!

[...]

Ich kenne ein paar Kinder,  
(dabei hab' ich dich nicht im Sinn)  
für die wär's viel gesünder,  
man schickte sie dorthin.  
Doch fern liegt das Land  
HULE-SULE genannt,  
drum müssen bei uns sie versauern,  
was wir nur mit ihnen bedauern.“  
(Das Schnurpsenbuch, S. 29–33)

Dieses intellektuelle Spiel gegenläufiger Pädagogik setzt Michael Ende – 25 Jahre später und in Kinderliteratur erfahrener – vor Rowlings „Harry Potter“ in der Erzählung „Die Zauberschule“ (1994) fort:

„Übrigens kann nicht jeder einfach auf eine solche Schule gehen, sondern nur Kinder, die besonders begabt sind, das heißt, die über eine außergewöhnlich starke Wunschkraft verfügen. [...]

Der Lehrer hieß Rosamarino Silber und war ein rundlicher Herr ungewissen Alters, der eine kleine Brille auf der Nase und einen himmelblauen Zylinder auf dem Kopf trug. Er lächelte oft verschmitzt und sah überhaupt so aus, als ob ihn nicht leicht etwas aus der Ruhe bringen könnte. [...]

Die Klasse war gerade eifrig dabei, die allererste Lektion zu üben, die darin bestand, irgendwelche Sachen dazu zu bringen, sich zu bewegen, und zwar ohne sie zu berühren, nur durch die eigene Wunschkraft. [...]

Die zweite Lektion [...] bestand darin, Gegenstände, die man nicht vor Augen hatte, sondern die mehr oder weniger weit entfernt waren, herbeizurufen und plötzlich erscheinen zu lassen. [...]

Die siebte und letzte Lektion, das Erschaffen von Lebewesen, war viel schwieriger und dauerte viel länger [...].“

(Die Zauberschule, S. 15–34)

Die Zauberschule des phantasievollen Wünschens – in diesem Bild hat Michael Ende seinem Schulhorror ein versöhnliches Ende bereitet. Aber in der Wirklichkeit seiner Schulzeit herrschten andere Gefühle vor. Sie kulminierten, als Michael Ende im Frühjahr 1940 unter Mühen auf das Maximiliansgymnasium, Karl-Theodor-Straße 9, wechseln kann. Er bleibt gleich in der Sexta sitzen und ist verzweifelt. Zu dem ständig präsenten elterlichen Streit kommen nun die – vehement abgewehrten – Anforderungen eines humanistischen Traditionsgymnasiums und eine dritte Kraft, die Ende unvorbereitet trifft: die nationalsozialistische Pädagogik mit ihrem politischen Anspruch. 1983 erinnerte er sich:

„Playboy: [...] Aus Angst vor dem Tod, weil Sie sich ja sonst umbringen müßten.

Ende: Das habe ich einmal versucht während der Schulzeit. Da wollte ich mich ertränken. Ich war sitzengeblieben. Damals hatten meine Eltern sowieso schon Sorgen genug mit der Nazischeiße. Mein Vater galt als entarteter Künstler und durfte nicht ausstellen. Meine Mutter verdiente das Nötigste als Masseuse und Krankengymnastin. Da dachte ich, wenn ich jetzt noch heimkomme mit lauter Sechsern im Zeugnis, ist alles aus. Das konnte ich nicht verantworten, und so bin ich halt einen ganzen Tag lang vor dem

Stauwehr an der Isar gestanden, konnte mich aber nicht entschließen hineinzuspringen, sondern hab es immer wieder um weitere fünf Minuten hinausgezögert.

Die Schule in der Nazizeit war eigentlich der größte Schock meines Lebens, denn dort wurde alles getan, um dem Schüler das Rückgrat zu brechen und ihn zu einem gehorsamen, stramm stehenden Lernautomaten zu machen. Die jüngeren Lehrer waren alle an der Front, also hatten wir nur mit alten Knackern zu tun, Parteigenossen der übelsten Sorte.

Man hat mir beigebracht, und zwar auf sehr drastische Weise, daß ich ein Versager bin und fürs Leben nicht tauge. Ich dachte, ich wäre dumm. Das geht mir übrigens bis heute noch so. [...]

Playboy: Sind Sie von Ihren Klassenkameraden gehänselt worden?  
Ende: Nicht von den Kameraden, mehr von den Lehrern. Die haben sich an mir weidlich ausgelassen. Wenn ich kam, hieß es, jetzt kommt das dicke Ende und solche Sachen. Ich bin mir wie ein in sich zurückgestauchtes Kind vorgekommen und habe mich dann in eine totale Indolenz reingeflüchtet.“ [Playboy-Interview, S. 76f.]

Zu diesem bitteren Resümee passt die an Kafka erinnernde Szene „Im Klassenzimmer regnete es unaufhörlich“ aus der Sammlung „Der Spiegel im Spiegel“ (1984). Teile des Textes sind viel früher, der Schulzeit nahe, entstanden. Zwei Opfer – biographisch gedeutet vielleicht Freunde – einer unmenschlich empfundenen Schulwirklichkeit gehören zum Klassenverband: ein verletzter Knabe im Seiltänzerkostüm und ein zerzauster, schmutziger Flügelträger. Diese beiden Figuren werden als heroische Opfer einer verkommenen Schulsphäre gezeichnet. Ein Mädchen weist den Weg nach draußen.

„Auf einem hohen, teerscharzen Katheder vor der Wandtafel lag wie aufgebahrt der reglose Körper eines Knaben von vielleicht vierzehn Jahren. Er war in ein enganliegendes Seiltänzerkostüm gekleidet, das da und dort mit Flickern besetzt war. Die weiße Binde, die er um den Kopf trug, zeigte auf der Stirn einen kreisrunden roten Fleck. Offenbar handelte es sich um ein Zeichen, denn es war viel zu regelmäßig, als daß es durchgesickertes Blut sein konnte. [...] Der Junge auf der anderen Seite wirkte sehr vernachlässigt.

Er war klein und schmalwangig und sehr schmutzig. Seine Kleider waren zerrissen, und seine Nase lief [...]. Auf dem Rücken trug er viel zu große weiße Flügel, sie waren vom Regen naß und struppig und hingen schwer herunter.“ [Der Spiegel im Spiegel, S. 151–153] „Ich möchte wissen“, murmelte der Junge mit den durchnäßten Flügeln vor sich hin, „was draußen für Wetter ist. Vielleicht sind draußen schon Ferien.“

Das kleine Mädchen mit den Mandelaugen lächelte zu ihm herüber und flüsterte hinter vorgehaltener Hand:

„Draußen ist das Paradies, aber man kann die Fenster nicht aufmachen [...].“ (Ebda, S. 255)

Was verleiht dem phantasievollen, verträumten Kind die Fähigkeit der im Interview erwähnten Gleichgültigkeit? Wo findet der Junge das lebenserhaltende Gegengewicht? Vier Zugänge zur Lebensfreude lassen sich für den Schuljungen Michael Ende in den verfügbaren Quellen ausmachen: der Umgang mit Tieren, gleichaltrige Freunde, frühe sexuelle Erfahrungen und nicht zuletzt eine imaginierte Welt durch (Tag-)Träume und Lektüre.

Boccarius (1995) erzählt von Fischen, Katern, Vögeln, Eidechsen, Schildkröten und Mäusen, die in der engen Atelierwohnung Platz finden. Zu den Freunden Michael Endes gehört Willi, Sohn des Zigarettenhändlers in der Kaulbachstraße, der achtjährig an einer Lungenzündung stirbt. Auch Michael Ende bleibt von Infektionskrankheiten nicht verschont, fehlt lange in der Schule. Es gibt noch kein Penicillin zum allgemeinen Gebrauch. Eine Mittelohrentzündung macht ihn mit Peter Horn, dem Sohn des behandelnden Arztes, bekannt. Beide begeistern sich für Tiere. Auch als Horns Vater seine Praxis in Schwabing auflöst und in den Westen der Stadt zieht, bleiben sie Freunde. Peter und Michael verbringen vier lange Sommerferien auf dem Einödhof der Familie Wiesholzer in der Nähe von Rosenheim.

Boccarius (1995) liegt wahrscheinlich richtig, wenn er diese Aufenthalte des protestantisch orientierten Stadtkindes Michael Ende als erste eindrucksvolle Begegnung mit der katholischen Bauerngesellschaft Oberbayerns für wichtig hält und einen Bezug – vielleicht besser: eine vermiedene Hemmschwelle – zum bayerischen Singspiel „Goggolori“ für möglich hält. Michael Ende hatte eine Mutter aus

dem Saarland und einen Hamburger Vater. Er sprach nicht Bayerisch und fühlte sich dieser Sprache auch nicht zugehörig.

Was lebenslang zu Endes meistens diskret behandelten, aber in einigen Texten auch klar definierten Freuden, zu seinem physischen und psychischen Gleichgewicht gehörte, begann nach eigenen Aussagen früh – im Austausch handfester Zärtlichkeiten mit einem frühreifen Mädchen aus der Nachbarschaft. Michael Ende kam früh in die Pubertät. Sexuelle Betätigung gehörte von nun an zu den selbstverständlichen Praktiken des Lebens – auch wenn sie Konflikte, Enttäuschungen, Schuld und Verrat mit sich brachte.

Daneben wurde erzählt, geträumt und gelesen, wurden Traumwelten besucht. Für einen geplanten Verlagsalmanach bat Hans-Joachim Gelberg in einem Schreiben vom 22.1.1974 Michael Ende um Antwort auf die Frage „Welches Buch hat Sie in Ihrer Kindheit besonders beeindruckt?“ Postwendend kam die Antwort. Sie bietet einen aufschlussreichen Einblick in Michael Endes behütete, bildungsnahen Kindheit. Außerdem zeigt sie, dass viele spätere Bilder, Metaphern und Milieus in Endes Schriften – und keineswegs nur in den Kinderbüchern – auf Quellen aus der Kindheitslektüre zurückgehen. Neben den anthroposophischen und surrealistischen Einflüssen und dem Eindruck des Theaters in den späteren Jahren hatten auch die Bücher, in die sich Michael Ende in seiner Kindheit versenkte, bleibende Wirkung. In seinem Brief an Hans-Joachim Gelberg vom 30.1.1974 nennt er die wichtigsten:

„[...] außer den Märchen von Grimm, Andersen und Bechstein, war es in meiner Kindheit vor allem die große von Doré illustrierte Bilderbibel, die mich tief beeindruckte. Die eigentlichen Kinder- und Jugendbücher, die mir besonders viel bedeuteten, kann ich Ihnen leicht nennen, da ich sie alle noch heute besitze. Da war zunächst ‚Pu der Bär‘ von Milne, dann sämtliche Bände von ‚Dr. Dolittle‘ von Hugh Lofting. Ferner alle Bücher des Inder Mukerdschi, vor allem liebte ich ‚Kari, der Elefant‘. Dann die Tierbücher von Ernest Thompson Seton, darunter besonders bevorzugt ‚Jochen Bär‘. Immer wieder las ich die ‚Märchen‘ und ‚Gesammelten Tiergeschichten‘ von Manfred Kyber. Schließlich die Serie der ‚Langerud-Kinder‘ von Marie Hamsun und natürlich ‚Tom Sawyer‘ und ‚Huck